

Fuminori Nakamura

Die Maske

ROMAN

Aus dem Japanischen von
Thomas Eggenberg

Diogenes

Titel der 2010 bei Kodansha Publishers Ltd., Tokio, erschienenen
Originalausgabe ›Aku to kamen no rûru‹
Copyright © 2010 by Fuminori Nakamura
Covermotiv: Foto von Dan Winters
Copyright © Dan Winters Photography
Die Übersetzung dieses Werks wurde unterstützt durch
die Schweizer Kulturstiftung Pro Helvetia.

Alle deutschen Rechte vorbehalten
Copyright © 2018
Diogenes Verlag AG Zürich
www.diogenes.ch
80/18/44/1
ISBN 978 3 257 07021 7

TEIL I

Vergangenheit

Was ich dir zu sagen habe, wird für dein Leben von großer Bedeutung sein.«

Ich war elf, als mein Vater mich in sein Arbeitszimmer rief. Er trug einen schwarzen Anzug und sank schwer in das weiche Ledersofa – er war ein alter Mann, und das Stehen machte ihn müde. Durch einen Spalt im Vorhang schien die untergehende Sonne. Im orangefarbenen Gegenlicht war Vaters Gesicht nur als Silhouette zu erkennen. Ich umklammerte ein ferngesteuertes rotes Auto, an dessen Rädern noch Dreck klebte, und fühlte mich klein und verloren in dem großen, kalten Raum. Es roch nach Alkohol, als Vater weitersprach.

»Es geht um deine Erziehung. Was nicht bedeutet, dass ich mir große Hoffnungen mache. Ich will ein Geschwür in diese Welt setzen. Unter meiner Obhut wirst du zu diesem Geschwür heranwachsen. Ein Stachel des Bösen, sozusagen.«

Ich konnte seine Gesichtszüge nicht sehen, aber es war unwahrscheinlich, dass er grinste oder sonst eine Miene verzog. Wie immer muss sein Blick starr und ausdruckslos gewesen sein.

»Meine anderen Kinder sind bereits erwachsen und geachtete Mitglieder der Gesellschaft. Und zwar deshalb, weil sie ungebeten in diese Welt kamen und ihren eigenen Weg

gehen konnten. Dich aber habe ich mit einer bestimmten Absicht gezeugt. Als ich schon über sechzig war. Das hat in meiner, nein unserer Familie eine gewisse Tradition.«

Das Gegenlicht blendete mich noch immer.

»Mit ›Geschwör‹ meine ich etwas, das die Welt ins Unglück stürzt. Jeder soll sich wünschen, niemals in diese Welt hineingeboren worden zu sein, oder zumindest denken, dass es hier nichts Gutes mehr gibt.«

Es klopfte an die Tür. Auf Vaters Wink hin trat eine junge Hausangestellte ein. Ihre Augen waren groß und klar, der Nasenrücken schlank, die Lippen schmal. Vermutlich war sie genau sein Typ. Auf unserem Anwesen waren mindestens sieben von ihnen beschäftigt. Sie flüsterte ihm etwas zu, und er nickte. Sie solle sie hereinbringen, grummelte er. Die Hausangestellte ging leise aus dem Zimmer.

»Das jüngste Beispiel findet sich in der Taishō-Zeit, vor fast achtzig Jahren. Als unser Vorfahre die sechzig überschritten hatte, nahm er diesen Brauch wieder auf – den Brauch, der Welt ein Geschwör zu hinterlassen. Er schien zu spüren, dass sein Leben sich dem Ende näherte, die Welt aber nicht mit ihm enden würde. Das konnte er nicht akzeptieren. Schließlich hatte er immer alles bekommen, was er wollte, und war arrogant, so wie ich es auch bin. Wenn er denn sterben musste, sollte auch alles andere zugrunde gehen. Am 18. Juni 1915 brachte eine junge Frau sein Kind zur Welt. Ein Kind, das eine negative Kraft sein und überall Unglück säen sollte. Es sollte Menschen das Leben zur Hölle machen, so dass sie am Ende glaubten, das Leben hätte keinen Sinn. Und die Saat fiel auf fruchtbaren Boden. Auf dem Sterbebett, heißt es, hätte sich der alte Mann nicht

mehr vor dem Tod gefürchtet. Er sei zuversichtlich gewesen, dass die vom Geschwür befallenen unglücklichen Menschen ihrerseits Unglück verbreiten und sich immer mehr Geschwüre bilden würden, wie endlos überquellender Schaum. So würde die Welt langsam, aber sicher für ihr eigenes Ende sorgen. Er war stolz darauf, eine Kreatur gezeugt zu haben, die auch nach seinem Tod, an seiner statt, das Leuchten der Welt in rabenschwarze Dunkelheit verwandeln würde. Noch bevor er starb, erfuhr der Alte vom Ausbruch des Pazifikkriegs. Sein Geschwür hatte damit nichts zu tun, beging aber als hochrangiger Offizier alle denkbaren Greuelthaten – derart teuflisch, dass Gott die Augen verschloss.«

Die Tür öffnete sich, und ein Mädchen betrat den Raum, das ich noch nie gesehen hatte. Ich spürte einen kalten Luftzug. Sie kam auf dünnen Beinen näher, und die schräg einfallenden Lichtstrahlen ergossen sich über ihr Gesicht, färbten es orange, spiegelten sich in den großen Augen. Mir stockte der Atem, so überrascht, ja gebannt war ich von diesen Augen, die mit dem Licht zu verschmelzen schienen. Dennoch versuchte ich, mir nichts anmerken zu lassen, da auch mein Vater sie ignorierte.

»Mit dem Reichtum und der Macht, die uns über Generationen hinweg vererbt worden sind, sind uns keine Grenzen gesetzt. Und wenn wir spüren, dass die Zeit knapp wird, setzen wir ein solches Geschwür in die Welt. Das ist viel unterhaltsamer, als an den Tod zu denken. Natürlich kam es nicht in jeder Generation dazu. Aber hin und wieder erinnert sich jemand daran und lässt den Brauch wieder aufleben. Das habe ich getan. Vor einigen Jahren wollte eine religiöse Gruppe ein Atomkraftwerk unter ihre Kontrolle

bringen. Als die Staatssicherheit das Vorhaben vereitelte, begingen sämtliche Sektenmitglieder Selbstmord. Bei der Radikalisierung dieser Gruppe spielte ein Student der Universität Tokio eine wichtige Rolle. Er war einer von uns, und zwar der Sohn jenes Offiziers aus der Taishō-Zeit.«

Das Mädchen war ungefähr gleich alt wie ich und trug ein weißes Kleid. Eine große Tasche in der Hand, schaute sie mich und meinen Vater fragend an. Wie benebelt nahm ich die zarte Schwellung ihrer Brüste wahr, und selbst als ich meinen Blick wieder auf Vaters verschattetes Gesicht richtete, sah ich noch immer das orange schimmernde Weiß ihres Kleides vor mir.

Der riesige ungeheizte Raum schien ihr unheimlich zu sein. An den Wänden hingen ausgestopfte Hirschköpfe. Die Geweihe ragten weit in den Raum, und wie als Beweis, dass diese Köpfe nicht mehr lebten, lag eine dünne Staubschicht auf ihnen. Außer dem Sofa, auf dem mein Vater saß, gab es einen wuchtigen schwarzen Tisch und altertümliche Regale, die mit Töpferwaren und Büchern aller Art überfüllt waren.

»Zunächst musst du dir gewisse Fähigkeiten aneignen.« Vaters Lektion war noch nicht zu Ende. »Du musst Macht haben in dieser Welt, denn wenn eine mächtige und zugleich fähige Person zum Geschwür wird, ist sie besonders gefährlich. Du seist sehr intelligent, habe ich gehört. Das verdankst du deiner bisherigen Erziehung. Die Unterschiede zwischen den Menschen sind nicht so groß wie die zwischen Mensch und Affe. Talent bedeutet lediglich, sich mehr als andere anstrengen zu können. Und das kannst du, weil du es gewohnt bist, dich anzustrengen; das heißt, du verfügst über

Ausdauer und Willenskraft. Doch von jetzt an musst du auch lernen, Trägheit und Resignation zu widerstehen. Jeden Gedanken ans Aufgeben zu verbannen. Weiter musst du lernen, wie man geschickt kommuniziert, wie man das Spiel zwischenmenschlicher Beziehungen beherrscht. Vor einer Woche hat ein junger Mann auf offener Straße wahllos Leute attackiert. Ich wünsche mir nicht, dass du dich mit derlei Kleinkram begnügst. Unter meiner Obhut sollst du ein außergewöhnlicher Mensch werden. Und wenn du vierzehn bist, zeige ich dir die Hölle.«

Mein Vater rührte sich keinen Millimeter. Er musste weit über siebzig sein, und seine Beine waren spindeldürr. Das Mädchen, noch immer mit der Tasche in der Hand, stand still neben mir.

»Eine Hölle, nach der du dich von der Welt abwenden wirst, grausam und schockierend. Und dieses Mädchen hier wird dabei eine Hauptrolle spielen. Ich warte aber noch bis zu deiner Pubertät. Zu dieser Zeit wird deine Psyche sowieso allerlei Komplikationen verursachen. Du wirst geradezu besessen sein vom Bösen und das Bedürfnis haben, die Menschen um dich herum mit diesem Bösen in dir zu vergiften. Doch das ist nur der Anfang. Mit fünfzehn werde ich dir wieder die Hölle zeigen und noch einmal mit sechzehn. Mit achtzehn schließlich wirst du eine Wahrheit über dein Leben erfahren. All das ist bereits entschieden und wird sich nicht mehr ändern.«

Mein Vater bewegte sich ein wenig. Sein Gesicht tauchte kurz aus dem Schatten auf, und ich konnte sehen, wie vollkommen ausdruckslos es war. Dann verdunkelte es sich wieder.

»Dein Platz wird im Nervenzentrum dieses Landes sein oder aber auf einer Schlüsselposition in einer der Organisationen, die es bekämpfen. Dort wirst du Böses tun, bis diese Welt eines Tages, so hoffe ich, verenden wird. Dafür brauchst du Geld. Ich werde dafür sorgen, dass du mehr von meinem Vermögen bekommst als deine Geschwister.«

Er hielt inne und holte tief Luft. Noch immer ließ die untergehende Sonne die Augen des Mädchens im orangefarbenen Licht erstrahlen. Sie waren vor Furcht geweitet.

»Warum erzähle ich dir das alles? Es gibt drei Gründe: Erstens bin ich außerordentlich betrunken. Zweitens wirst du dich nicht lange an dieses Gespräch erinnern, weil du noch viel zu klein bist, in deinen kurzen Hosen und mit deinem Spielzeugauto in der Hand.«

Ich dachte, Vater würde jetzt lachen, aber er lachte nicht.

»Und drittens: Deine Mutter war eine gute Frau. Sie verbrachte ihre Nächte mit einem alten Mann wie mir und gebar dich. Sie verlor den Glauben nie. An das Gute, das ich in meinem Leben stets verachtete, oder nein, einfach nicht begreifen konnte. Ich bewundere das. Und es war meine Chance. Aber du wirst dieses Gespräch sowieso bald vergessen. Wer weiß, ob du überhaupt etwas verstanden hast. Es könnte genauso gut ein Traum sein.«

Vater erhob sich. Im Licht, das ihn vom Fenster her umflutete, wirkte sein Körper wie ein großes, schwarzes Nichts.

»Dieses Mädchen wird ab heute hier wohnen. Freundet euch an. Der Hölle zuliebe, die du eines Tages sehen wirst, dem Geschwür zuliebe, zu dem du heranwachsen wirst. Aber glücklich werdet ihr nie sein. Nie. Und jetzt geh schlafen. Dann wird dir alles wie ein Märchen erscheinen.

Du bist ja noch ein Kind. Und etwas Einfältigeres als Kinder gibt es nicht.«

Abrupt drehte mein Vater sich um, nahm, als hätte er uns bereits vergessen, ein Buch aus dem Regal und öffnete die Tür, die in ein Hinterzimmer führte. Sie öffnete sich ohne jeden Laut – wie jede Tür, die er benutzte. Das Mädchen im weißen Kleid starrte unverwandt auf die Hirschköpfe mit den riesigen Geweihen.

Doch Vater irrte sich. Ich war bereits ein Geschwür. Das Spielzeugauto hatte ich nur mitgenommen, um ihn zu täuschen. In Wahrheit überlegte ich die ganze Zeit, wie ich ihn auslöschen könnte. Diese Pläne beschäftigten mich schon lange, jeden einzelnen Tag.

Wie viele Zimmer das Haus hatte, wusste ich damals nicht.

Hinter dem Haus war ein von dichtem Gehölz überwachsender Hügel, und im Garten gab es zwei Teiche, um die herum große Steinbrocken lagen. Der verwilderte Hügel war sich selbst überlassen, aber in den gepflegten Teichen schwammen Karpfen. Karpfen können alt werden, aber seltenerweise lebten die Fische auf unserem Anwesen nie lange.

Neben den jungen Hausangestellten war da noch eine ruhige Frau mittleren Alters. Sie hieß Tanabe und trug die Hauptverantwortung für alles, was im Haus getan werden musste. Zuerst dachte ich, sie sei meine Mutter, doch das stimmte nicht. Ich hatte keine Ahnung, wo meine Mutter war. Nie verlor jemand ein Wort über sie, ob sie am Leben oder tot war.

Das Mädchen mit dem weißen Kleid hieß Kaori. Sie war von Vater aus dem Kinderheim geholt und adoptiert worden. Nicht einmal sie selbst wusste, wie ihr Familienname gewesen war, also bekam sie den gleichen wie ich, Kuki. Unser etwas düster und abweisend wirkendes Haus lag in der Gegend von Nagoya, Präfektur Aichi. Das Haus steht noch immer, aber keiner der Kukis lebt mehr dort.

Kaori und ich besuchten die örtliche Grundschule. Ei-

gentlich hatte ich erwartet, wie meine Geschwister auf eine Privatschule zu gehen, doch Vater erlaubte es nicht. Um mit Leuten aus unterschiedlichen Gesellschaftsschichten in Kontakt zu kommen, sei eine öffentliche Schule besser, war sein Argument. Damit ich ein Geschwür werden könne, müsse ich mich unter alle Arten von Menschen mischen und lernen, mit ihnen umzugehen.

Den größten Teil meiner schulischen Ausbildung verdanke ich aber drei Hauslehrern. Ich erinnere mich kaum mehr an sie, bis auf einen. Er war noch jung, und obwohl er nur kurze Zeit bei uns blieb, brachte er ein wenig Abwechslung in meinen eintönigen Alltag.

Er war überaus kräftig gebaut. Hinter seinem Rücken sprachen die Hausangestellten und ich nur vom »Muskelmann«. Als er es merkte, fand er Gefallen daran und begann, sich selber »Muskelmann« zu nennen. Dabei war er überhaupt nicht kräftig und bewegte sich so schwerfällig, dass ich mich fragte, wozu all die Muskeln gut sein sollten. Oft war er taktlos, dann sagte er zum Beispiel zu einem Dienstmädchen, dessen Augen zu weit auseinanderstanden: »Wie praktisch, so ein 180-Grad-Blick!« Meistens lachte ich nur deshalb über seine Bemerkungen, weil von Kindern erwartet wird, dass sie so etwas lustig finden. Aber manchmal war mein Lachen auch echt, und ich schämte mich im Nachhinein dafür.

Meine Schulzeit war mehr oder weniger ereignislos. Ich hatte nicht viel mehr zu tun, als meine Traurigkeit vor den anderen zu verstecken. Niemand durfte erfahren, dass ich regelmäßig durchs Dickicht auf den Hügel hinter dem Haus kletterte und oben von den Felsen Eidechsen und anderes

Getier hinunterschmiss; oder dass ich im Haus Haare und abgeschnittene Fingernägel vom Boden aufhob und in einer Schachtel aufbewahrte, im Glauben, zumindest ein Teil davon könnte meiner Mutter gehören. Doch auch ohne diese Absonderlichkeiten – einer, der in einem geradezu unverschämt protzigen Haus wohnte und immer nur lernte, hatte beste Chancen, der Klassendepp zu sein. Also versuchte ich, meine Umgebung mit Gelächter zu täuschen: He, seht mal, er ist zwar ein Kuki, aber er hat den gleichen Humor wie wir. Er ist gar kein Streber!

Unser Klassenlehrer zum Beispiel war so dick, dass es aussah, als könnte er jeden Augenblick platzen. Er hatte die Angewohnheit, dauernd zu sagen: »Um euch ein konkretes Beispiel zu geben«, und dann kam doch nie etwas Konkretes. Ich gab ihm den Spitznamen »Concrete Bomb«. Während des Unterrichts zählte ich, wie oft er den Satz vom konkreten Beispiel sagte, und verkündete am Ende der Stunde meinen Klassenkameraden das Resultat. »Um euch ein konkretes Beispiel zu geben, Nenner und Zähler sind wie Currysoße und Pfannkuchen« – er liebte solche Sätze und garnierte den ganzen Unterricht damit. Wenn er die Floskel mehr als vierzig Mal benutzte, würde sein immer dicker werdender Bauch explodieren. Mit dieser Vorstellung im Kopf verfolgten wir gespannt und aufgekratzt zugleich den Unterricht. Ich fühlte mich damals schrecklich, andere Menschen täuschen zu müssen, um meinen Schwermut vor ihnen zu verbergen, aber später wurde mir bewusst, dass es vielen anderen ähnlich ergangen war.

Kaori und ich waren in der gleichen Klasse. Hochgewachsen, wie sie war, und mit ihren großen Augen er-

regte sie überall Aufmerksamkeit. Concrete Bomb erzählte der Klasse die gutgemeinte Lüge, sie sei eine entfernte Verwandte von mir. An ihrem ersten Schultag bei uns machten wir Hochsprung. Als sie höher sprang als alle anderen Mädchen, ging ein Raunen durch die Reihen. Ich war allerdings weniger an ihren sportlichen Leistungen interessiert als an ihren weißen Beinen, die auf der blauen Matte aus den kurzen Turnhosen hervorsahen. Wie schämte ich mich für meine gierigen Blicke. Wenn Vater sagte, wir sollten uns anfreunden, musste ich mich in Wahrheit genau davor hüten. Ich versuchte wegzuschauen, aber ich war viel zu jung. Ehe ich mich's versah, klebte mein Blick schon wieder an ihr.

Nach der Schule machten wir uns zusammen auf den Heimweg. Seit mein Vater den Fahrer entlassen hatte, ging ich die Strecke immer zu Fuß.

»Toll, wenn man so reich ist«, sagte Kaori.

»Nein, gar nicht toll.«

»Ich finde schon. Und du bist auch gut in der Schule, oder? Bei mir ist es hoffnungslos.«

Sie lachte ungezwungen, und ich konnte ihre Zähne sehen. Mir fiel auf, wie seltsam der kindliche Schulranzen an ihrer hochgeschossenen Gestalt aussah.

»Für den Reichtum kann ich ja nichts. Und in der Schule bin ich nur deshalb gut, weil ich zu Hause Unterricht bekomme. Das ist nichts Besonderes, wirklich nicht.«

Immer wenn ich meine Schauspielerlei vergaß, hatte ich damals die Angewohnheit, selbst bei Kleinigkeiten zu widersprechen. Sie machte ein nachdenkliches Gesicht. Ich musste weiterreden, um keinen falschen Eindruck zu erwecken.

»Deswegen will ich erwachsen sein. Dann kann ich aus eigener Kraft etwas Großes vollbringen.«

Es klang nicht sehr überzeugend. Sie schaute mich verwundert an. Eine Weile liefen wir schweigend nebeneinander her, dann lachte sie auf einmal und sagte: »Aber du liebtest es, dich über unseren Bombenlehrer lustig zu machen, oder etwa nicht?«

Ich hatte fünf ältere Geschwister, die ich noch nie gesehen hatte. Sie lebten in Tokio und waren nicht einmal gekommen, als ich geboren wurde. Mein Vater hieß Shōzō, aber weder mein ältester Bruder noch die anderen Geschwister hatten Namen, die seinem ähnlich waren. Mein erster Bruder war fünfundzwanzig Jahre älter als ich, der zweite Bruder dreiundzwanzig Jahre, meine erste Schwester achtzehn Jahre, der dritte Bruder fünfzehn Jahre und die zweite Schwester zwölf Jahre älter. Irgendwann erfuhr ich, dass jener Sektenanhänger, Student und Doktorand der Universität Tokio, auch einen Sohn hatte, im gleichen Alter wie ich. Ich fragte mich, ob er auch ein Geschwör sei, und stellte mir vor, dass ich den Jungen und alle meine Geschwister eines Tages vielleicht kennenlernen würde.

Als wir nach Hause kamen, stand der Muskelmann vor dem schattigen Eingangstor. Er blaffte mich an, ich sei zu spät, doch dann entdeckte er Kaori. Beflissen streckte er die Hand aus und stellte sich mit seinem Spitznamen vor. Ob ihr seine massige Erscheinung nicht ganz geheuer war oder sie abschreckte, wie er schwitzte, weiß ich nicht; jedenfalls zögerte sie, ihm die Hand zu geben.

»Zu spät? Aber ich hab doch noch fünf Minuten, oder?«

»Na ja, mich kümmert's nicht, aber ... meine Muckis«, grummelte er und ließ demonstrativ seine Brustmuskeln spielen.

Kaori staunte und stieß vor Entzücken einen Schrei aus. Und gewohnt taktlos fügte er hinzu: »Du und Fumihiro, vielleicht heiratet ihr mal.«

Ich war baff, aber Kaori schaute auf das im Halbdunkel liegende Haus und sagte: »Dann werde ich wie eine Prinzessin leben, nicht wahr?« Sie lachte übermütig. Von fern mag es wie eine glückliche Szene ausgesehen haben. Und wer weiß, vielleicht waren wir damals wirklich noch glücklich.

An einem der nächsten Abende rief mich Vater wieder zu sich. Es war das zweite Mal, nachdem er mir meine Zukunft eröffnet hatte. Bis dahin war ich ihm völlig gleichgültig gewesen. Ich nahm an, es würde wieder um das gleiche Thema gehen, und selbst wenn nicht – allein beim Gedanken, ihm gegenüberzustehen, wurde mir mulmig. Um mich zu beruhigen, nahm ich aus einer Schublade ein Bündel Aufkleber und hielt sie fest in meiner Hand.

Diesmal erwartete er mich in einem Raum, in dem nichts als ein langer Tisch mit sechs Stühlen und ein Fernseher standen. Der ehemals karminrote Teppich war ausgebleichen. Hier pflegte mein Vater zu essen, allein. Seiner Weisung gemäß aßen Kaori, ich und die Hausangestellten in einem anderen Raum.

Ich klopfte. Als ich keine Antwort hörte, öffnete ich vorsichtig die Tür. Mein Vater saß in einem der Stühle

und schaute rauchend und mit ausdrucksloser Miene fern. Unmöglich herauszufinden, in welcher Stimmung er war. Auch diesmal roch es nach Alkohol. Ich konnte mich nicht erinnern, dass er früher so viel getrunken hätte. Mit den unnatürlich schmalen Augen und der klobigen Nase wirkte sein Gesicht geradezu hässlich. Das halbe linke Ohr fehlte; ich hatte keine Ahnung, warum.

»Mein zweiter Sohn hat mit diesem Krieg zu tun«, sagte er plötzlich, ohne mich anzuschauen. Im Fernsehen wurde über einen Bürgerkrieg irgendwo in Afrika berichtet. Gerade nannte der Nachrichtensprecher die Zahl der Toten.

»Merk dir, was hier passiert. Sie sagen, es sei ein ethnischer Konflikt. Aber sie lügen. Man hetzt die Menschen absichtlich gegeneinander auf, und mein Sohn hat eine Konzession für den Wiederaufbau nach dem Krieg. Ich kann mich nicht erinnern, ihn zu einem Geschwür erzogen zu haben, aber dennoch benimmt er sich wie eines. Ich muss mir etwas einfallen lassen.«

Vater drehte sich zu mir und bedeutete mir etwas. Ich verstand nicht, was er meinte. Dann zeigte er auf meine Hand mit den Aufklebern und sagte: »Leg die in den Aschenbecher. Und bring so etwas nie wieder hierher.«

Mir wurden die Knie weich, mein Herz begann, heftig zu schlagen. Ich tat wie geheißen, und Vater legte seine Zigarre obenauf. Sie glühte noch.

Die Aufkleber verfärbten sich schwarz und fingen in Sekundenschnelle Feuer. Kleine rote Flammen züngelten hoch, während im Fernsehen noch immer vom Krieg berichtet wurde. Reglos schaute ich in das flackernde Rot. Mir war nicht klar, was mein Vater damit erreichen wollte.

Dachte er, mir würden diese Aufkleber etwas bedeuten? Oder störte ihn nur ihr billiger Glanz? Die Flammen wurden größer und größer, schwarzer Rauch stieg auf, und als es zu stinken begann, kippte Vater, ohne eine Miene zu verziehen, seinen Drink über das Feuer. Vermutlich nahm er den üblen Geruch, Indiz seiner Bösartigkeit, nicht mal wahr. Aus meinen Aufklebern war inmitten von Zigarrenstummeln ein Klumpen feuchter, schwarzer Asche geworden. Ich dachte an die Hölle, die Vater mir eines Tages zeigen wollte.

Doch die Aufkleber waren mir nicht wichtig. Ich tat nur so, um in den Augen meines Vaters wie ein Kind zu wirken. Ich wandte meinen Blick ab. Nein, er hatte mich nicht unter Kontrolle. Aber dann kam mir Kaori in den Sinn.

»Das reicht, geh«, sagte er mit leiser Stimme. »Was guckst du denn so? So benimmt sich doch kein Kind. Du musst deine Rolle noch üben, Dummkopf. Etwas Einfältigeres als Kinder gibt es nicht.«

Ich ging aus dem Zimmer und beschloss, zum Hügel hinter dem Haus zu gehen.

Ich holte eine Taschenlampe und verließ das Haus durch die Hintertür. Im Garten lief ich bis zu der Stelle mit dem Loch im Zaun. Die Bäume auf dem Hügel schwankten und knarzten im Wind, als bewegten sie sich aus eigener Kraft. Insekten streiften meine Wangen. Als ein Hund zu bellen begann, blieb ich stehen. Am Himmel leuchtete fahl der Mond, aber im Gehölz war es dunkel und kalt. Bisher war ich immer am späten Nachmittag auf den Hügel gestiegen, wenn die Sonne noch schien. Jetzt, in der Nacht, wurde mir angst und bange.

Meine früheste Erinnerung hat mit meinem Vater zu tun. Ich hatte gerade erst laufen gelernt, und die Hausangestellten versuchten, mich lachend einzufangen, während ich, ebenfalls lachend, vor ihnen floh, jeder Schritt beinahe ein Stolpern. Mir war, als schwebte ich in der Luft – vielleicht, weil ich noch keine richtige Kontrolle über meine Beine hatte; oder auch, weil ich stehend auf einmal so viel mehr sah. Auf einer Lehmwand entdeckte ich etwas wie einen grünen Schatten, rund und riesig. Ich wollte darauf zulaufen und prallte plötzlich gegen ein Hindernis. Als ich hochschaute, stand da mein Vater. Aus irgendeinem Grund wusste ich, dass es mein Vater sein musste. Seine Miene zeigte keine Regung. Mit dem Fuß schob er mich aus dem Weg, als wäre ihm ein Tritt zu mühsam gewesen.

Die Taschenlampe leuchtete mir den Weg durch das Gehölz. Das beruhigte mich ein wenig. Wenn ich so weit gekommen war, war es bis zum Loch nicht mehr weit. Es gab keinen Grund, warum ich mich vor meinem Hügel hätte fürchten sollen. Ich erinnerte mich an jenen Tag, als ich zufällig Vaters Kellerzimmer entdeckte. In unserem weitläufigen Haus gab es einen riesigen Keller, in dem sich über Jahrzehnte hinweg alte Möbel und allerlei Gerümpel angesammelt hatten. Ich war in der vierten Klasse der Grundschule, als ich mich zum ersten Mal dorthin verirrte. Von da an erkundete ich den Ort immer wieder. Natürlich erzählte ich niemandem davon. Eines Tages stieß ich auf eine Art Luke, die noch weiter in die Tiefe führte. Sie war versteckt unter ein paar alten Autoreifen. Das Tuch, auf dem die Reifen lagen, weckte meine Neugier. Es sah aus, als hätte es jemand besonders sorgsam dort drapiert. Als ich es weg-

zog, war da die Luke. Ich öffnete sie und sah vor mir eine schmale, steil abfallende Treppe, an deren Ende eine Tür zu erkennen war.

Mein Herz schlug bis zum Hals. Ich spürte sofort, dass ich hier nichts zu suchen hatte, dass sich mein Leben für immer verändern würde, wenn ich auch nur einen Schritt weiterging. Die Türklinke glänzte. Ich hielt den Atem an und drückte sie nieder. Die Tür war nicht verschlossen.

Drinnen herrschte eine überwältigende, undurchdringliche Finsternis, wie ich sie noch nie erlebt hatte. Sie schien sich wie ein Gewicht auf mich zu legen, den Eindringling. Ich musste an meinen Vater denken. Er war für mich die Verkörperung des Schreckens, und wann immer er mit mir sprach, wurden meine Hände, meine Füße, mein Herz und sogar meine Schläfen taub. Ich war für ihn ein Ding, das man mit dem Fuß umherschubsen konnte, und so wie ich ein Insekt zerquetschen würde, würde er mich zerquetschen, wenn ihm danach war. Aus dem Augenwinkel bemerkte ich etwas weißlich Schimmerndes, das in der Schwärze zu schweben schien – ein Lichtschalter. Von der Helligkeit geblendet, kniff ich die Augen zusammen, und da sah ich plötzlich, in der Mitte des Raumes, ein Bett.

Mutter schläft. Das war, ich weiß nicht, warum, mein erster Gedanke. Aber in dem engen Raum war niemand, nur ein leeres Bett. Auf dem Bett lagen eine weiße Decke und ein Kissen, die Matratze war mit einem Laken bezogen. Das Bettzeug fühlte sich kühl an, aber wie bei der Türklinke hatte ich den Eindruck, dass nichts verstaubt war. Als ich näher ging, entdeckte ich im Bett vier Seile und auf Kissen und Decke verstreut eine unglaubliche Menge Haare.

Es war mir ein Rätsel, was das bedeuten sollte. Doch ich wusste, ich hatte etwas Außergewöhnliches entdeckt. Etwas, das meinem Vater gehörte und von dem er nie gewollt hätte, dass es jemand zu Gesicht bekommt. Ich getraute mich nicht, eines der Seile oder ein schwarzes Haarbüschel zu berühren. Von jenem Tag an verfolgte mich das Bett in dem pechscharzen Raum bis in meine Träume. Manchmal hörte ich von dort unten die Stimme einer Frau, was eigentlich unmöglich war, denn der Raum war schallisoliert.

Vielleicht begann ich, auf den Hügel hinter dem Haus zu steigen, weil ich Vaters Finsternis bekämpfen wollte; weil ich mir, um mich zu schützen, meine eigene Finsternis schaffen wollte. Natürlich kam mir dieser Gedanke damals noch nicht.

Auch an jenem Tag, als meine Aufkleber zu Asche wurden und ich mit der Taschenlampe in der Hand auf den Hügel stieg, vermochte ich dieses Gefühl nicht in Worte zu fassen. Ich wusste nur, dass ich mich vor der Finsternis nicht fürchten durfte, und so kämpfte ich mich Schritt für Schritt voran. Endlich gelangte ich zu dem von einem Eisengitter bedeckten Loch im Fels. Ich hatte keine Ahnung, wozu es da war. Die Dunkelheit und das dichte Gehölz ließen mich erschauern, aber ich redete mir gut zu.

Ich folgte dem Zaun an der steil abfallenden Felswand, schob eine von Gestrüpp überwucherte Sperrholzplatte etwas zur Seite und langte nach dem kleinen Plastikkäfig, den ich das letzte Mal hier versteckt hatte. Darin befanden sich Eidechsen und Schnecken. Ich griff mir eine der Echsen, streckte den Arm durch den Zaun und ließ das Tier fallen. Ohne einen Laut wurde es von der Dunkelheit verschluckt.

Ich konnte den Aufschlag nicht hören, stellte es mir aber vor. Dann nahm ich eine Schnecke und ließ auch sie fallen. Durch diese Opfer, dachte ich, würde meine eigene Finsternis tiefer und tiefer werden. Viel tiefer und vollkommener als die meines schrecklichen, unbegreiflichen Vaters.